

Books = Bücher = Livres = Libri

Autor(en): **Koelbing, Huldrych M. / Hardegger, Rainer / Mörgeli, Christoph**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Gesnerus : Swiss Journal of the history of medicine and sciences**

Band (Jahr): **47 (1990)**

Heft 2

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Books/Bücher/Livres/Libri

Essay Review

AIDS – Seuche im epidemiologischen Gleichgewicht?

Ein knappes Jahrzehnt nach Bekanntwerden der rätselhaften neuen Krankheit AIDS (französisch SIDA) legt ein Medizinhistoriker von Format schon ihre Geschichte vor*! Ein kühnes Unterfangen – selbst wenn man damit rechnet, dass auch diese Geschichte, wie fast jede andere, ihre dunkle Vorgeschichte haben könnte. Und man kann es verstehen, dass es den Verfasser des grossen Werkes «Les maladies à l'aube de la civilisation occidentale» (Paris, Payot, 1983 – vgl. *Gesnerus* 41, 1984, 332 f.) reizen musste, sich ebenso gründlich und selbständig mit der neusten Seuche zu befassen, die die Menschheit bedroht und beunruhigt. Er gibt damit ein Beispiel dafür, dass die Medizinhistorik nicht notwendigerweise nur zurückschaut, sondern sich nicht zu scheuen braucht, auch hochaktuelle Dinge aus ihrer Perspektive zu beleuchten.

Grmek ist sich der Risiken seines Unternehmens durchaus bewusst (S. 7):

«Ich bin nicht so naiv, zu behaupten, man könne die Geschichte einer Pandemie, die noch in voller Entwicklung steht, mit jener Gelassenheit und jenem Wissen behandeln, welche uns nur die Distanz zu den vollendeten Tatsachen verleiht. Und doch habe ich die Kühnheit, zu glauben, schon in diesem Zeitpunkt könne der Rückwärtsblick eines in historischen Studien erfahrenen Arztes hilfreich sein. Die zeitliche Distanz und die gefühlsmässige Gelöstheit fehlen zwar noch; aber unmittelbares Miterleben und Ergriffenheit sind nicht nur Hindernisse für das Verstehen.»

Und weiter:

«Ich glaube, gleichzeitig nützliche Informationen für den zeitgenössischen Leser und eine Zeugenaussage für den zukünftigen Historiker zu bringen. [...] Ich biete hier zwei Geschichten, die sich durchflechten: diejenige der Wirklichkeit eines epidemischen Geschehens ohne Beispiel und diejenige des Fortschreitens unserer Ideen darüber.»

Für Grmek ist die Grippe die letzte der klassischen – d.h. durch ihre Krankheitsbilder charakterisierten – Epidemien; AIDS wäre dagegen «die erste der postmodernen Seuchen», «la première des pestilences postmodernes» (S. 8). Grmek's historischer Blick umspannt also auch die Zukunft: es

* Mirko D. Grmek, *Histoire du sida. Début et origine d'une pandémie actuelle*. Paris, Payot, 1989. 392 S. SFr. 29.40. ISBN 2-228-88099-X.

wird wohl noch weitere Epidemien dieser Art geben! Diese auf den ersten Blick höchst pessimistische Prophezeiung hängt mit Grmek's Lieblingsvorstellung zusammen – oder darf man von seiner Entdeckung reden? – dem Konzept der *Pathokoinose* (*pathocénose*). Der Neologismus, abgeleitet von *páthos* – Leiden und *koinós* – gemeinsam, ist nach dem Muster des Begriffes *biocénose* geschaffen. Den letzteren definiert der stets hilfreiche «Petit Larousse» als «association végétale et animale équilibrée», also als ein biologisches Gleichgewicht. Die Pathokoinose ist somit eine Art Krankheitsgleichgewicht, genauer ein *epidemiologisches Gleichgewicht*; Grmek umschreibt es (S.246) als

«das Gleichgewicht in der Häufigkeit aller Krankheiten, die in einer bestimmten Bevölkerung vorkommen.»

Das ist nun ein medizin- oder gar ein naturphilosophischer Begriff. Er setzt zweierlei voraus: einmal, dass der Mensch von Natur aus ein krankheitsanfälliges Wesen ist und bleibt; sodann aber auch, dass die Gesamtheit der Krankheiten in jeder Kultur ein Gleichgewicht anstrebt und ein bestimmtes Mass nicht überschreitet. Grmek's Konzept der Pathokoinose hat also eine sehr realistische, pessimistische und eine etwas mehr hypothetische, optimistische Komponente. Die Nutzenanwendung auf AIDS erfolgt im 14. Kapitel des Werkes; wir kommen noch darauf.

Zuerst jedoch ein Wort zu den *Quellen* und zum *Aufbau* des Werkes. Das 55 Seiten umfassende Quellen- und Literaturverzeichnis stellt schon für sich allein eine grundlegende Dokumentation zur AIDS-Geschichte dar. Grmek führt fast ausschliesslich Arbeiten in englischer und französischer Sprache an; im Gespräch begründete er diese Einseitigkeit damit, dass in den andern Sprachen eben nichts Grundlegendes veröffentlicht worden sei. Die mittel- und osteuropäische oder die fernöstliche AIDS-Forschung hat ihre schöpferischen Beiträge also erst noch zu erbringen...

Grmek gliedert seine Geschichte kunstvoll in vier Teile mit je vier Kapiteln:

1. Eine Geissel unserer Zeit
2. Die Orakel der Wissenschaft
3. Blick zurück
4. Die Ursachen und das Ausmass des Unheils

Durchwegs findet der Leser zuverlässig belegte Angaben kritisch präsentiert.

Die Entdeckungsgeschichte des AIDS-Virus (2. Teil, Kap.5–7) nimmt

streckenweise geradezu die Züge eines Kriminalromanes an (man ist versucht zu sagen: *un giallo su Gallo*). Das wirklich schuldige Virus wurde Anfang Januar 1983 von Luc Montagner vom Institut Pasteur in Paris entdeckt. Die bis dahin führenden amerikanischen Forscher, namentlich Robert Gallo am National Cancer Institute in Bethesda (Maryland), hatten eifrig eine Fährte verfolgt, die sich nun als falsch erwies; sie bekundeten deshalb Mühe, Montagners Entdeckung anzuerkennen. Montagner und seine französische Equipe waren dagegen versöhnlich; sie hatten für «ihr» Virus den Namen LAV (*Lymphadenopathy Associated Virus*) vorgeschlagen, verzichteten aber um des Friedens willen auf ihr «Taufrecht» und akzeptierten die heute geläufige Bezeichnung HIV (*Human Immunodeficiency Virus*).

Der Wettstreit hatte aber auch seine materiellen Seiten. Die Isolation des HIV – zuerst in Frankreich, kurz darauf auch in den USA – machte es möglich, einen zuverlässigen diagnostischen Test zu entwickeln. Das amerikanische Patentamt schob nun das Gesuch des Institut Pasteur um Patentierung seines Tests auf die lange Bank, hiess dagegen unverzüglich den konkurrierenden Antrag der Amerikaner gut. Die Franzosen erhoben Strafklage gegen die amerikanische Regierung. Schliesslich schlossen die beiden Regierungschefs, Präsident Reagan und Premierminister Chirac, im März 1987 höchstpersönlich einen Kompromiss (S.127f.): der Test gilt hinfort offiziell als «gemeinsame Erfindung von Gallo und Montagner»; der Gewinn wird geteilt und fliesst zu 80 % in die AIDS-Forschung.

Bei seinem *Blick zurück* hebt Grmek hervor, dass erst die jüngsten Forschungsergebnisse der Virologie, Immunologie und Molekularbiologie die Krankheit AIDS überhaupt erkennbar gemacht haben. Sie wird ja nicht durch ihre eigenen Symptome und Läsionen charakterisiert, nein (S.175):

«Die von den HIV-Viren [es gibt inzwischen deren zwei] befallenen Kranken leiden und sterben an Symptomen und Läsionen, die für andere Krankheiten typisch sind. Diese opportunistischen Krankheiten stellen die einzige Realität dar, die noch vor zwanzig Jahren von den Ärzten beobachtet und begrifflich erfasst werden konnte.»

Mit unserem jetzigen Wissen lassen sich retrospektiv eine ganze Reihe früherer AIDS-Erkrankungsfälle diagnostizieren. Klinisch konnten sich diese Infektionen vor allem unter dem Bild des 1872 von Moriz Kaposi in Wien beschriebenen «Pigmentsarkoms der Haut» verbergen.

Die Entwicklungsgeschichte der HIV-Viren selbst, ihr möglicher Übergang von Affen auf Menschen (in Afrika? in Amerika?) bleibt im einzelnen

ungewiss. Die von Grmek gesammelten und kritisch diskutierten Daten erlauben spannende Spekulationen.

Von der Pest und der Cholera her ist bekannt, dass die verängstigten Menschen nach *Sündenböcken* suchten, an denen sie sich für das Übel rächen konnten. Dieses Phänomen lässt sich auch in der kurzen Geschichte von AIDS schon feststellen. Die Vertreter der blockfreien Staaten, die 1986 in Harare, der Hauptstadt von Simbabwe, tagten, erhielten dort einen anscheinend seriösen Bericht überreicht, aus dem hervorging, das AIDS-Virus könne nur durch genetische Manipulation in amerikanischen Laboratorien entstanden sein. Der Bericht stammte jedoch nicht, wie angegeben wurde, aus dem Institut Pasteur in Paris, sondern aus Ost-Berlin und war (S.238)

«ein unglaubliches Gewebe aus Vermutungen, Lügen und wissenschaftlichen Unmöglichkeiten.»

Der Sündenbock war freilich gut gewählt: Gen-Manipulatoren und *ugly Americans* in einem!

Für Grmek ist es wahrscheinlich, dass das AIDS-Virus seit Jahrhunderten in der Welt verstreut vorkommt und sporadische Krankheitsfälle, ja kleine Epidemien hervorgerufen hat, die als solche nicht erkannt werden konnten. Die grosse Frage, die gegen den Schluss des Buches immer wieder auftaucht, lautet: «*Warum gerade jetzt?*» Warum hat die Infektion nicht schon lange die epidemischen Ausmasse angenommen, die uns seit zehn Jahren zu Recht beunruhigen? Grmek erwähnt den schon so oft kommentierten Wandel der Sitten und Lebensformen und geht insbesondere auf die erstaunlich homogene Subkultur der Homosexuellen in den USA ein. Er beschreibt die «Transfusionsbresche», durch die die Viren sich ergiessen können. Doch das alles genügt nicht zur Erklärung der Pandemie. Hiefür braucht es nun vielmehr den Begriff der *Pathokoinose*: Bis ins 20. Jahrhundert hinein musste sich das HIV-Virus ducken; andere Infektionserreger hielten es beständig im Hintergrund. Doch sie wurden schliesslich weitgehend ausgemerzt, und vor allem der spektakuläre Rückgang der Tuberkulose im Verlauf unseres Jahrhunderts hat dem HIV die Bahn freigegeben. Ein Gesichtspunkt, den wir bedenken sollten! Er könnte sich u. a. auch für die Epidemiologen als anregend und hilfreich erweisen.

Prof. Dr. med. Huldrych M. Koelbing
Gotthardstr. 65
CH-8002 Zürich

Monographs

Emil Erne, *Die schweizerischen Sozietäten*. Zürich, Chronos Verlag, 1988.

422 S. SFr. 59.—. ISBN 3-905278-27-8.

Die Reformgesellschaften des 18. Jahrhunderts in der Schweiz werden im vorliegenden Buch erstmals lexikalisch dargestellt. Bis anhin waren lediglich ein paar wenige zuverlässige Monographien über einzelne schweizerische Gesellschaften sowie verschiedene Arbeiten, die speziellen Gesellschaftstypen gewidmet sind, vorhanden.

Zuerst stellt der Autor die Gründe vor, die massgebend waren für seinen Entscheid, einen Zusammenschluss von mehreren Personen als Sozietät anzuerkennen oder nicht; aufgrund der Quellenlage war nicht immer ein rein objektives Urteil möglich. Vor allem drei Kriterien entscheiden über den Sozietätscharakter einer Vereinigung:

1. Der Reformgedanke, die Absicht zur Verbesserung der Dinge, soll im Zweck der Gesellschaft ersichtlich sein.
2. Ein «Gesellschaftsvertrag», welcher dem Zusammenschluss zugrunde liegt, muss vorhanden sein.
3. Der Eintritt in eine Sozietät soll freiwillig und weder beruflich noch aus andern Gründen geboten sein.

Nach einer kurzen Orientierung über den heutigen Stand der Sozietätenforschung folgt der Hauptteil, in welchem die einzelnen Gesellschaften in Form kleiner Monographien, die nach gleichbleibendem Muster gegliedert sind, dargestellt werden.

Die Reihenfolge der Artikel richtet sich nach dem geographischen Ort. Als Name wird der im 18. Jahrhundert gebräuchliche verwendet. Für die Dauer des Bestehens werden nach Möglichkeit gesicherte Werte verwendet. Im einleitenden Abschnitt werden die Vorgeschichte, die Gründung und der Zweck der Gesellschaft beschrieben. Darauf folgt eine kurze Darstellung der Organisation sowie ein Bericht über die wichtigsten Mitglieder mit knappen biographischen Angaben. Im wichtigen Kapitel «Tätigkeit» wird alles aufgezeigt, was die Gesellschaft als Organisation unternahm, von den Sitzungen und Vorträgen bis zu den für ein grösseres Publikum bestimmten Aktivitäten und Anlässen.

Anschliessend werden die Beziehungen zu andern Sozietäten, zu staatlichen und kirchlichen Behörden besprochen. Diese Verknüpfungen ergeben für den Leser besonders interessante Einblicke ins damalige Gesellschaftswesen. Der Abschnitt «Weitere Entwicklung» ist der Geschichte der Sozietät

bis zum Ende der Tätigkeit oder bis zum Ende des 18. Jahrhunderts gewidmet.

Am Schluss des darstellenden Teils behandelt der Autor die Bedeutung der jeweiligen Gesellschaft, wozu er durch seine bewundernswerte Sachkenntnis prädestiniert ist. Im Anhang folgen noch wertvolle Hinweise für den Benutzer des Lexikons, die Kapitel *Quellen, Literatur, Gesellschaftstypus* und *Anmerkungen*.

Eine grosse Gruppe der schweizerischen Sozietäten bildeten die medizinischen Gesellschaften. Die meisten von ihnen waren in der Ostschweiz und in Zürich beheimatet, so auch die einzige gesamtschweizerische Gesellschaft, die Helvetische Gesellschaft korrespondierender Ärzte und Wundärzte. Mehrere bedeutende Ärzte waren gleichzeitig Mitglieder verschiedener Gesellschaften.

Rainer Hardegger

Albert Hauser, *Das Neue kommt. Schweizer Alltag im 19. Jahrhundert*. Zürich, Verlag NZZ, 1989. 469 S., 334 Abb. SFr. 98.—. ISBN 3-85823-245-9. Als Fortsetzung seines früheren Werks «Was für ein Leben, Schweizer Alltag vom 15. bis 18. Jahrhundert» legt Albert Hauser nun seine Alltagsgeschichte zum 19. Jahrhundert vor. Für diesen Zeitabschnitt präsentiert sich die Quellenlage dank Tagespresse, Kalender, Autobiographien und Bildmaterial in ungeheurer Vielfalt; entsprechend umfangreich ist das schön gestaltete Buch denn auch ausgefallen. Wertvoll sind die Quellenangaben zum Text und die Nachweise der zum Teil wenig bekannten Illustrationen. Besondere Beachtung verdient im Bildteil der Einbezug von Realien und Objekten zur Kultur- und Alltagsgeschichte. Die beeindruckende Fülle des klar gegliederten Inhalts sei hier nur angedeutet: Sie reicht von Problemen der Umwelt über Fragen von Raum und Zeit, Sprache, Wirtschaft, Ernährung, Kleidung, Liebe, Ehe und Familie bis hin zum kulturellen Bereich wie Religiosität, Vereine, Feste, Literatur, Musik, Spiel und Sport. Ganz allgemein überwiegt die geistes- und wirtschaftsgeschichtliche Perspektive; die unwälzenden Errungenschaften auf technischem und naturwissenschaftlichem Gebiet kommen eher am Rande zur Sprache. Albert Hauser richtet sich an ein breites Publikum; seine Erzählweise ist allgemeinverständlich und munter, zuweilen vielleicht etwas wenig reflektiv. Anhand unzähliger handfester Beispiele untermauert er die Textaussagen; besonders glücklich empfindet man den bewussten Einbezug aller Schweizer Sprachregionen.

Die Formulierung der Bildlegenden erscheint da und dort etwas gar antiquarisch und heimatkundlich-gönnerhaft. Ganz allgemein hätte man

sich ein sorgfältigeres Lektorat gewünscht. Fabrikinspektor Fridolin Schuler hat 1820 noch keine wissenschaftliche Arbeit geschrieben, 1946 herrschte in der Schweiz keine Hungersnot (sondern 100 Jahre früher), die bedeutende Schweizer Trachtenforscherin hiess Julie Heierli (nicht Heierle!), der deutsche Chirurg Lorenz Heister (nicht Heisster!) usw.

Beim Kapitel «Gesunde und kranke Tage», das uns hier speziell interessiert, kann der Volkskundler den Medizinhistoriker mit Recht wieder einmal darauf hinweisen, wie wenig sich die später gefeierten Erkenntnisse ärztlicher Forscher noch im 19. Jahrhundert auf die medizinische Versorgung der breiten Bevölkerung ausgewirkt haben. Das Volk hielt starr an den traditionellen Heilmethoden fest, griff zuerst zu den eigenen Hausmitteln, konsultierte dann einen heilkundigen Dorfbewohner, schliesslich den reisenden Scharlatan und erst zuletzt den geistig und räumlich fast unerreichbaren wissenschaftlich geschulten Arzt. Originell und sicher nicht aus der Luft gegriffen der Hinweis, dass sich die Patienten heutzutage genau umgekehrt verhalten! Es zeigen sich aber auch die Grenzen von uns Historikern beim Vorstoss ins schwierige Gelände der Medizin: Der Blutsturz auf einem Motivbild wird als Folge einer «Magen- und Darmkrankheit» erklärt, überhaupt die Tuberkulose als häufigste Todesursache des 19. Jahrhunderts praktisch ausgeblendet. Zur Professionalisierung des ärztlichen Standes, zu den grassierenden Geschlechtskrankheiten und zur Bade- und landestypischen Hochgebirgskur hätte man sich einige weitergehende Aussagen gewünscht. Und schliesslich wäre die Frage aufzuwerfen, ob nicht noch aussagekräftigere medizinhistorische Objekte existieren, als diejenigen, die sich im Wädenswiler Ortsmuseum befinden.

Christoph Mörgeli

Künstliches Leben – ärztliche Kunst? Hrsg. von Jürg von Ins und Peter Grossmann. Zürich, Verlag der Fachvereine vdf, 1989. 216 S. (Zürcher Hochschulforum, Band 12). SFr. 28.50. ISBN 3-7281-1620-3.

Abschied von der «Schönen neuen Welt»?

«Oh schöne neue Welt, die solche Bürger trägt» (Shakespeare – Der Sturm). Dieses Stosseufzers kann sich mancher, der sich mit der Veröffentlichungsflut auf dem Sektor «Reproduktions- und Genmedizin» beschäftigt, nicht erwehren. Um Missverständnissen vorzubeugen, der neue Band «Künstliches Leben – ärztliche Kunst» ist eine rühmliche Ausnahme von der Regel, dass bei hoher Menge von Diskussion auch viel «zerredet» wird.

So bieten die Aufsätze einen hervorragenden Querschnitt durch die Argumentationen, die zur Zeit international diskutiert werden. Eine Kernfrage, die sich durch alle Aufsätze zieht – und die reichen vom «Frauenbild des (Natur)Wissenschaftlers» (Ina Praetorius) über «Ärztliche Ethik im Lauf der Geschichte» (Huldrych M. Koelbing) bis zu «Die medizinische Genetik im Dienst des Menschen» (Werner Schmid) – ist, ob die «ärztliche Kunst nicht Fragestellungen ethischer und rechtlicher Natur provoziert», die weit über das Private und das Wissenschaftliche hinausgehen, und für die noch keine Umgangsmechanismen gefunden wurden. Gleichzeitig wird ein grober Überblick über die unterschiedlichen Facetten des Problems künstlich – oder besser iatrogen – erzeugten Lebens gegeben, der auch nicht vor der «Konfrontation mit der Gesellschaft» (Verena Siegrist) haltmacht. Das vorliegende Buch verbindet in vorbildlicher Weise die Darstellung von theoretischer und praxisorientierter Sichtweise und begibt sich damit in einen fruchtbaren Diskurs. Dieses Buch verabschiedet sich somit aus der Tradition der «Schönen neuen Welt» (A. Huxley): es verzichtet auf den Entwurf von Gesellschaftsutopien oder – was das Gleiche mit umgekehrten Vorzeichen ist – auf Horrorszenarios, die das Schöne an der neuen Welt nicht mehr wahrnehmen können. Es führt hin zu einem fruchtbaren und aktiv geführten Dialog zwischen Befürwortern und Skeptikern.

Als Einstieg in das – zugegeben weite und vielschichtige – Feld der Reproduktionsmedizin ist der vorliegende Band bestens geeignet.

Markus Gress

Diana B. Dutton, *Worse than the disease. Pitfalls of medical progress. With contributions by Thomas A. Preston, Nancy E. Pfund. Cambridge (etc.), Cambridge Univ. Press, 1988. 528 S. £ 25.–/\$ 29.95. ISBN 0-521-34023-3.* Das vorliegende Buch bringt vier lehrreiche Fallstudien und ihre Diskussion:

1. Diäthylstilböstrol (DES) als Medikament gegen Frühaborte, das sich später als Karzinogen für die Töchter so behandelter Mütter erwies.
2. Das Programm zur Entwicklung einer mechanischen Herzprothese («artificial heart»), das enorm viel Geld verschlang und wenig Nützliches hervorbrachte.
3. Die Kampagne zur Immunisierung gegen Schweineinfluenza 1976, eine Epidemie, die nicht stattfand.
4. Das soziopolitische Umfeld, in dem sich die Gentechnologie entwickelt, und die darin sich manifestierenden Ängste.

Die Grundthese der Autoren besagt, dass Fachleute allzu enthusiastisch Programme durchdrücken, die ihren persönlichen Interessen entsprechen, und dabei mögliche Gefahren bagatellisieren, während das Publikum, das eine eventuelle Zeche zu bezahlen hat, nicht konsultiert wird. Es wird eingeräumt, dass eben dieses Publikum sehr viel grössere und nachgewiesene Risiken (Rauchen, Trinken, Autofahren, etc.) freiwillig auf sich nimmt. Interessant ist die Bemerkung, dass DES nicht durch Patente gedeckt war – dem Patentwesen kann also in diesem Fall nicht die Schuld an der unkritischen Aufnahme des Mittels zugeschoben werden. Zwischen den Interessen der Pharmaindustrie und jenen einer objektiven Wahrheitsfindung bestehen zweifellos Konfliktpotentiale. Sie sind sehr anschaulich zusammengefasst in einem Ausspruch des Präsidenten eines grossen Pharma-Unternehmens (S. 208): «Schering-Plough is not in business to do research. It's in research to do business.»

Jean Lindenmann

Occult and Scientific Mentalities in the Renaissance. Ed. by Brian Vickers, Centre for Renaissance Studies, ETH Zürich. Cambridge, London, New York, Cambridge University Press, 1986, 408 p. £ 12.50. ISBN 0-521-33836-0.

Brian Vickers, professeur à l'Université et à l'Ecole Polytechnique de Zurich, avait convié un colloque en 1982 sur les mentalités occultistes et scientifiques à la Renaissance. Paru en 1984, republié en 1986, le présent volume nous présente les actes de ce colloque, édités avec le plus grand soin. Chacune des contributions est une étude approfondie, rédigée par un spécialiste d'une incontestable compétence, et apportant des vues novatrices, à partir d'un retour au texte ou aux sources manuscrites. Alors même que les conclusions des auteurs ne sont pas toujours concordantes, le volume offre un modèle de ce que peut accomplir un travail collectif. Questions bien posées, colloque sans temps morts, travaux qui se complètent, excellente présentation synthétique (par Brian Vickers): le cas est assez rare pour qu'il vaille la peine d'être salué. C'est un livre important qui nous est offert, et dont la lecture s'impose à tous ceux qui étudient le premier essor de la pensée scientifique aux XVI^e et XVII^e siècles. Les contributions sont dues à des chercheurs anglais ou américains. On aurait pu regretter l'absence d'historiens «continentaux». Mais le résultat est si satisfaisant, et les sujets traités si étendus qu'on finit par savoir gré à l'organisateur du volume d'en avoir assuré la cohérence de ton.

Au départ, une interrogation critique sur les idées soutenues par Frances Yates. Dans ses études sur la tradition hermétique, elle avait affirmé que le recours aux calculs et aux chiffres, si fréquent parmi les tenants des pratiques occultistes, avait favorisé l'essor des méthodes de quantification qui caractérisent, dès ses débuts, la «mentalité» scientifique. La numérologie de l'hermétisme néoplatonicien et de la cabale chrétienne aurait ainsi constitué la première matrice des procédures arithmétiques et géométriques des grandes découvertes initiales de la science moderne. Pour Brian Vickers et pour la plupart des auteurs qu'il a rassemblés, cette thèse n'est pas défendable. Il n'y a pas de commun dénominateur entre les spéculations numériques de l'occultisme, et les formulations mathématiques de la nouvelle mathématique, de la nouvelle astronomie, et de la nouvelle mécanique. Dans sa communication personnelle («Analogy versus identity»), Vickers montre très clairement la façon dont la pensée occultiste réifie les mots, les analogies, les métaphores; elle confère une valeur substantielle aux entités verbales. Sur le principe de l'analogie entre macrocosme et microcosme, Paracelse établit les corrélations les plus arbitraires.

Assurément nombre de savants de la Renaissance et du XVII^e siècle ont pu adopter une attitude occultiste dans un certain domaine, et scientifique dans un autre. Ce n'est pas une question de oui ou non, mais plutôt de plus ou moins. L'intérêt porté par Newton à l'alchimie est un exemple particulièrement embarrassant (traité remarquablement par Richard S. Westfall). Parmi les ouvrages étudiés dans ce volume, mentionnons John Dee, Marin Mersenne, Kepler (dans sa polémique avec Fludd et avec les partisans de la numérologie), Van Helmont (dans sa critique de Paracelse), J. C. Scaliger (et sa réfutation du *De subtilitate* de Cardan), Francis Bacon; à quoi s'ajoutent des études consacrées à des documents concernant la sorcellerie et la démonologie. Nous sommes donc conviés à réexaminer une époque décisive, dans une large vue d'ensemble.

Jean Starobinski

Beate Kevekordes, *Arzt, Medizin und Krankheit in Epigrammen des 16. und 17. Jahrhunderts*. Bonn, N. M. Borengässer, 1987. XI, 176 S. (Beiträge zur Geschichte der Medizin, 3). DM 37,-. ISBN 3-923946-09-0.

Das Epigramm als dichterische Form war vor allem im 16. und 17. Jahrhundert beliebt. Vorbilder waren die römischen Dichter Martial und Juvenal. Aus neueren Anthologien sind Fleming, Logau und vor allem Angelus Silesius bekannt. Die typische Form ist das Distichon. Die vorliegende Dissertation enthält eine wertvolle Sammlung von zeit- und berufskriti-

schen Versen. Der Arzt wurde sehr oft mit dem Totengräber verglichen. Seine hohen Honorare wurden angeprangert. Von Krankheiten wurden speziell Gicht und Krebs genannt, beides noch in einem viel weiteren Bedeutungsumfang als heute. Eine sehr verdienstvolle und sorgfältige Arbeit.

Carl Haffter

The medical revolution of the seventeenth century. Ed. by Roger French and Andrew Wear. Cambridge etc., Cambridge University Press, 1989. VIII, 328 S. ISBN 0-521-35510-9.

Elf Autoren beschäftigen sich in diesem Sammelband mit der Revolution der Medizin im 17. Jahrhundert. Der Beginn dieser Revolution wird grosso modo mit Harveys «De motu cordis» (1628) gleichgesetzt; die Revolution «gilt» von 1630 bis 1730. Nebenbei sei angemerkt, dass solche Schlagworte wie Revolution in ihrer zeitlichen Abgrenzung und ihrer Wirkung ein dauerndes Thema des Widerspruchs sind. Überspitzt gesagt, feiert jeder-mann seine eigene Revolution, wobei hier nicht bestritten sei, dass «De motu cordis» tatsächlich einen Markstein darstellt. So befasst sich der Artikel von Roger French mit der Akzeptanz dieses Werkes in Holland. Dabei stellt sich heraus, dass die Calvinisten der neuen Entdeckung eher ablehnend gegen-überstanden. Wenn schon von Revolution der Medizin die Rede ist, sind zwar Thomas Sydenham und Robert Boyle und sein Kreis der Oxforder Virtuosi erwähnt, aber nicht mit der nötigen Gewichtung. Thomas Willis fehlt ganz. Als Gegengewicht sorgt der Artikel von Roy Porter, der die Korrespondenz der Royal Society (zur Hauptsache diejenige Oldenburgs) verwendete und damit die Verbreitung medizinischer Information nach-zeichnen konnte. Nun, die Absicht der Editoren war nicht eine Wieder-erwähnung der gloriosen Taten in der Medizin des 17. Jahrhunderts – schon nur deshalb, weil der europäische Kontinent mit Ausnahme von Descartes nicht in Betracht gezogen wird. Die Absicht bestand darin, zu zeigen, welches Verhältnis zwischen den Ärzten bestand, die Neues wagten, und den Klerikern der zahllosen protestantischen Denominationen, die seit Hein-richts VIII. Reformation in England entstanden waren. Sie werden verall-gemeinernd als Puritaner bezeichnet und gelten seit den 1930er Jahren (Tawney, *Religion and the Rise of Capitalism*, 1937) als Träger jeglicher Neuerung. Der vorliegende Band hilft diese Bewertung zu relativieren, indem er die komplexen Verhältnisse beschreibt, die zwischen Ärzteschaft und Kle-rus herrschten. Wegen der Menge interessanter Einzelheiten auch ein Buch, das den Religionshistoriker ansprechen dürfte!

Antoinette Stettler

Alessandro Dini, *Filosofia della natura, medicina, religione. Lucantonio Porzio (1639–1724)*. Milano, Franco Angeli, 1985. 177 S. Lit. 15 000. (Filosofia e scienza nel Cinquento e nel Seicento, Serie I, 26).

Lucantonio Porzio, Anatomieprofessor in Neapel seit 1690, war ein bedeutender Arzt im Italien des ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts. Alessandro Dini stellt seine geistige Entwicklung zum Iatromechaniker dar und weist auch überzeugend nach, dass Iatromechanik und Iatrophysik eine eigenständige italienische Entwicklung des 17. Jahrhunderts ist. Sie basiert auf den Lehren von Descartes und Galilei, dem Atomismus Gassendis und schliesslich auf den Forschungen von Robert Boyle und Isaac Newton. Neben Borelli und Malpighi, die im Norden Italiens wirkten, darf Lucantonio Porzio durchaus als Exponent der süditalienischen Iatromechanik gelten, die sich zudem in spezifischer Weise gegen den Druck der Kirche etablieren musste. Porzios Werke gegen den Aderlass, für eine gesunde Ernährung der Soldaten in den Garnisonen sowie «De motu corporum [...]» werden unter anderem besprochen. Das sehr aufschlussreiche und klar geschriebene Buch, das die gesamte Literatur berücksichtigt, verdient, in jeder Bibliothek zu stehen.

Antoinette Stettler

Basil Clarke, *Arthur Wigan and "The Duality of the Mind"*. Cambridge (etc). Cambridge University Press, 1987. 52 p. (Psychological Medicine, Monograph Supplement 11). ISBN 0-521-348285; ISSN 0033-2917.

Arthur Wigan (1785–1847) would have been another obscure English physician were it not for his book (1844) "The Duality of the Mind". Republished in 1985 because of renewed neurological research interest into split-brain syndromes and cerebral laterality, his recension in this monograph is both timely and informative.

The author, Basil Clarke, is best known in medical history circles for his excellent outline of mental illness in medieval Britain. This briefer work embraces similar qualities of detailed research into primary sources and the particular *coup* of identifying Wigan as the likely author ("Luke Roden M. D.") of about 14 articles in the "Illuminated Magazine" between 1843 and 1845. We thus have a nicely rounded (though, of necessity, incomplete) biographical account of the career of an apparently unsuccessful English doctor during a period of considerable change in the training, practice and professionalization of "medical men". Wigan's peripatetic career, his contacts with more famous contemporaries such as Gooch and Forbes Winslow,

and his peculiar interest in the notion of a dual brain are in themselves valuable. They evoke clearly the context in which his theory evolved.

The second half of the monograph concentrates on the development of the duality of mind theory, its transformation into "multiple personality" (eg Morton Prince) and beyond into psycho-dynamic theory, and its resurgence in modern times. In this respect Clarke's historical background remains strong, but much of modern laterality research is missing, in particular the work of Flor-Henry on psychotic diagnoses. There is also little exploration of embryological theory as to why there are *two* cerebral hemispheres. I was taught that the need for binocular, and therefore stereoscopic, vision (requiring two eyes) was probably the key, while the very thickness of the corpus callosum reinforced a unitary synthesis.

Nevertheless monographs such as this are the essence of modern research. By taking a single idea and/or individual, they can explore the fine details of history, and illustrate wider themes. Being in two minds about a problem now has the beginnings of historical respectability. Trevor H. Turner

Pauline M. H. Mazumdar (ed.), *Immunology 1930–1980*. Essays on the history of immunology. Toronto, Wall & Thompson, 1989. 5 ll., 307 pp., illustr. \$ 39.95. ISBN 0-921332-19-X.

Dieses Buch ist die Frucht eines Satellitensymposiums des 6. Internationalen Kongresses für Immunologie, Toronto, Juli 1986. Es sind, mit Ausnahme weniger Beiträge, keine historischen Essays, sondern persönliche Reminiszenzen einiger Haupt- und Nebenakteure, welche in den sechziger Jahren den Triumph von Burnets *Klonaler Selektionstheorie* miterlebt haben. Die zwanzig Artikel, im Umfang von 6 bis 24 Seiten, zeigen grosse Unterschiede in der Art, wie die Autoren ihre Aufgaben angepackt haben. Eine künftige Geschichte der Immunologie wird auf diesen zum Teil impressionistischen Aperçus zweifellos grossen Gewinn ziehen. Der nicht immunologisch geschulte Leser wird im jetzigen Zeitpunkt nur wenig für ihn Erleuchtendes in diesem Band finden, während der Fach-Immunologe noch zu nahe bei den geschilderten Ereignissen steht, um in den einzelnen Berichten mehr als subjektive Erfahrungen zu sehen.

Jean Lindenmann

Dieter Paul Mertz, *Geschichte der Gicht. Kultur- und medizinhistorische Betrachtungen*. Stuttgart, New York, Georg Thieme Verl., 1990. VII, 118 S. 70 Abb., Tab. DM 58,-. ISBN 3-13-734501-4.

Deutschsprachige Monographien zur «Geschichte der Gicht» sind mehr als rar. Es ist daher verständlich, dass an das Erscheinen eines solchen Werkes grosse Erwartungen geknüpft werden, ganz besonders, wenn der Verfasser ein so ausgewiesener Gichtfachmann ist wie Dieter Paul Mertz. Der Untertitel «Kultur- und medizinhistorische Betrachtungen» bezeichnet das Unterfangen genauer. «Kulturhistorisch» besagt, dass mehr als eine reine Problemgeschichte vorgelegt wird; «Betrachtungen» fangen, wie im Vorwort ausgeführt, Streiflichter ein und erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Bei einem bestandenem Kliniker ist der Leser gerne bereit, gegen Unzulänglichkeiten in der historischen Methode einige Nachsicht walten zu lassen, darf er doch gewiss sein, dass solche Mängel durch die Vorzüge grosser Fachkenntnisse mehr als wett gemacht werden. Dass diese Nachsicht aber dort Grenzen hat, wo der Wissenschaftlichkeit Abbruch getan wird, sollen – pars pro toto – folgende Beispiele zeigen.

Bei der Erläuterung von Galens Ansichten über die Gicht stösst der Leser, falls ein Literaturbeleg angegeben wird, was leider keineswegs die Regel darstellt, immer auf die Anmerknungsnummer 79. Unter dieser Nummer wird die einzige Textstelle Bd. XIX, S. 427 der Kühnschen Galenausgabe aufgeführt. Geht man der Sache nach, so findet sich an dieser Stelle Galens Definition der Gicht in einem Satz, also eine Textstelle, die weder zur Darlegung unseres Autors passt, noch dazu geeignet ist, als Beleg für alle vom Autor damit bezeichneten Ansichten Galens über die Gicht zu dienen. Bestenfalls kann dieser Umstand durch ein, allerdings erhebliches, redaktionelles Versehen entschuldigt werden. Liest man dann aber, dass Galen «eine medikamentöse Therapie für wertlos» (S. 13) hielt, so kommen einem ernsthafte Zweifel. Der Registerband der Kühnschen Galenausgabe (Bd. XX, S. 491) verzeichnet eine ganze Anzahl von Textstellen, deren Überprüfung uns vom Gegenteil überzeugen. Fragt man nach dem Grund für diese beiden, scheinbar unabhängigen Missgriffe, so wird man rasch fündig. Bei der Durchsicht der Literaturangaben stösst man unter der Anmerknungsnummer 93 auf die Quelle: Hassmann, P.: Zur Medizingeschichte und Sozialpathologie der Gicht. Inaug.-Diss., Düsseldorf 1969. In dieser Dissertation finden sich gleich beide Irrtümer. Für Galen dient auch hier (S. 8, Anm. 50) als einzige Belegstelle die von unserem Autor angegebene, und (S. 9) wird vermerkt, «Arzneimittel hielt er für wertlos», ebenfalls ohne Beleg. Der Verdacht auf eine unkritische und unwissenschaftliche Benützung der Quelle Hassmann durch unseren Autor wird durch folgenden Umstand weiter erhärtet. Die bereits beim Leser mit breiter Allgemeinbildung Wider-

spruch erregende Behauptung unseres Autors, C. von Linné sei Chemiker gewesen (S.80), findet ihre Parallele bei Hassmann (S.65). Die vorgetragenen Beispiele, die leider nicht alleine dastehen, machen deutlich, dass Medizingeschichte so nicht geschrieben werden darf.

Stilistische Mängel dürfen nicht ausschliesslich dem Autor angelastet werden, sie sollten durch ein sorgfältiges Lektorat behoben werden. Dass das Lektorat des Thieme-Verlages hier mehr als zu wünschen übrig lässt, soll folgendes Beispiel zeigen. Vom gichtkranken Maler Renoir berichtet der Autor (S.82):

«Schliesslich liess er sich den Pinsel an die verkrüppelte Hand binden und schuf so unbeirrt trotz qualvoller Schmerzen weiterhin Bilder mit gelösterem Ausdruck und bedeutende Plastiken.»

Mit dem Pinsel schuf wohl auch Renoir keine Plastiken!

Wie steht es nun mit den Illustrationen? Das Werk ist reich bebildert, kein Aufwand wurde gescheut. Die Abbildungen, alte und moderne, auf denen durch die Gicht bewirkte Veränderungen zur Darstellung kommen, sind beeindruckend und bringen viel an zusätzlicher Information. Ob es jedoch sinnvoll ist, seitenweise Portraits von berühmten Gichtkranken, auf denen mit Ausnahme von Abb. 54 (Friedrich II.) und Abb. 59 (Renoir) keine Gichtkrankheit dargestellt wird, abzubilden, muss doch bezweifelt werden. Als Vorzüge des Werkes dürfen die gute und verständliche Darstellung der heutigen Kenntnisse über die Gicht und die Erläuterungen über die Epidemiologie dieser Erkrankung, insbesondere seit dem Zweiten Weltkrieg, hervorgehoben werden. Zieht man Bilanz, so vermag diese «Geschichte der Gicht» die in sie gesteckten Erwartungen nicht zu erfüllen. Thomas Böni

Franz Ehring, *Hautkrankheiten: 5 Jahrhunderte wissenschaftlicher Illustration*. (Deutsch/Engl.) Stuttgart, New York, Gustav Fischer Verlag, 1989. VII, 288 S. Reich illustr. DM 268,-. ISBN 3-437-11213-9.

Mit diesem Werk hat der Autor seinen fast lebenslangen Traum verwirklicht: eine kritische, wohldokumentierte Geschichte der wissenschaftlichen Illustration zu schreiben. Dass ihm dies erst als Emeritus gelingen sollte, erstaunt nicht: eine sorgfältige, transparente, systematische Arbeit auf einem Gebiet, das kaum bearbeitet ist, benötigt eine zeitraubende Perseveranz; dies besonders, wenn die «Kasuistik» nur zum kleinsten Teil in Reichweite des Autors liegt.

Mit Ehringscher Akribie wird der Leser in 4 Kapiteln in die nur wenigen

vertraute Materie eingeführt: medizinhistorische Voraussetzungen, der Beitrag des Arztes bzw. Künstlers und Fotografen werden als Basis zum Verständnis des Themas analysiert. Sodann sind Bücher und Bilder systematisch aufgelistet mit ausführlichen bibliographischen Angaben (bis zum Standort seltener Werke!). Als Einteilungsschema werden nicht die Jahrhunderte des Erscheinens der Bücher benutzt, sondern die Epochen der wissenschaftlichen Entwicklungen der Dermatologie (z. B. vor und nach der Effloreszenzenlehre, die Epoche des natürlichen Systems der Hautkrankheiten nach Alibert etc.).

So trocken die Einführung sich liest, so zunehmend anregend werden die Aufzeichnungen über die einzelnen Bücher, Monographien, Atlanten und Lehrbücher. Für den Mediziner, besonders den Dermatologen entsteht ein Gang durch die Medizingeschichte mit besonderen Schwerpunkten. Kurze Hinweise auf die berufliche Laufbahn der Autoren, die nach ihnen benannten Krankheiten, meistens mit einer Foto versehen, lassen den Menschen, akademischen Lehrer und Forscher hinter dem Namen lebendig werden. Die Qualität der Illustrationen eines jeden Buches wird durch 1–2 nach zeitgenössischen Massstäben hervorragende Abbildungen belegt und kurz kritisch kommentiert. Ein umfangreiches und nach verschiedenen Gesichtspunkten aufgeteiltes Register erleichtert die Handhabung des Buches im wissenschaftlichen Bereich: es bildet den Schlüssel, der den Inhalt des Werkes dem Suchenden aufschliesst!

Es sei nicht vergessen, darauf hinzuweisen, dass die farbigen Reproduktionen den hohen Zielen des Autors voll gerecht werden. Diesen entspricht auch die Ausstattung der Monographie: in Leinen gebunden, auf luxuriösem Glanzpapier gedruckt, mit einem beinahe historisch gewordenen Lesezeichen versehen, ist ein Prachtsband in 2 Sprachen (zweisprachig auf einer Seite) entstanden, der weltweit Beachtung finden wird. Eugen Kull

Daniel de Moulin, *A history of surgery with emphasis on the Netherlands*.

Dordrecht, Boston, Lancaster, Martinus Nijhoff Publishers 1988. 408 S., 127 Abb. Hfl. 245.—. ISBN 0-89838-968-2.

Der niederländische Professor für Geschichte der Medizin an der Katholischen Universität Nijmegen, Daniel de Moulin, bereichert die medizinhistorische Literatur mit einer «Geschichte der Chirurgie», in der die Wechselbeziehungen zwischen den Leistungen der niederländischen Chirurgie und der Chirurgie im weiten europäischen Umfeld in den Vordergrund gestellt werden. Dadurch allein bereits ein besonderes Buch! Zwar sind Namen wie Tulp,

Van Beverwijck, Ruysch, De Graaf, Van Foreest u. a. auch nicht-niederländischen Medizinhistorikern bekannt, sind die «Chirurgie» eines Jan Yperman und Thomas Scellinck van Thienen für die Geschichte der spätmittelalterlichen Chirurgie überhaupt berühmte Werke; sonst jedoch liegen eben die Niederlande – für die Medizingeschichte – zu sehr im Abseits. De Moulin hat sich um jeden kleinsten Aspekt des Gesamtthemas bemüht; für die Chirurgie der Antike, des Islams und des Mittelalters allerdings in äusserst knappen Abschnitten – zusammen umfassen die Schilderungen nur 63 Seiten. Von dann an aber weitet sich die Sicht allmählich über die Periode der Renaissance (S. 64–94) und des «Goldenen Jahrhunderts» (S. 95–186) – da spielen die Niederlande gerade eine wichtige Rolle –, um schliesslich die Zeit vom 18. Jh. an bis und mit der Transplantationschirurgie zu erfassen.

Ein umfangreicher Anmerkungsapparat sowie eine ausführliche Bibliographie und ein Personenregister schliessen das Werk ab. Das sehr stark aufgegliederte Inhaltsverzeichnis ersetzt gewissermassen ein Sachregister.

Als Folge eines Überfalls mit ernststen Misshandlungen konnte der Autor das Erscheinen seines neuen grossen Werkes nicht bewusst wahrnehmen – ein fürchterliches Schicksal!

Willem F. Daems

Klaus Zinganell (Hrsg.), *Anästhesie – historisch gesehen*. Berlin, Springer-Verlag, 1987. 114 S., Abb. (Anästhesiologie und Intensivmedizin, Nr. 197). DM 59,–. ISBN 3-540-18208-X.

Das Buch «Anästhesie – historisch gesehen» wurde von Dr. med. Klaus Zinganell, Chefarzt für Anästhesie in Kassel, herausgegeben. Am Zustandekommen dieser Arbeit waren neben Zinganell noch sechs weitere Fachärzte für Anästhesie beteiligt, von denen jeder ein spezielles Kapitel bearbeitete.

In sieben Kapiteln wird die Geschichte der Inhalationsnarkose, die Entwicklung der Narkoseapparate, die Thorax- und Kardioanästhesie, die intravenöse Narkose, die Lokal- und Leitungsanästhesie sowie die Notfallmedizin seit dem 18. Jahrhundert dargestellt. Das 7. Kapitel befasst sich mit dem Einfluss der Narkoseeinführung auf die Entwicklung der Chirurgie.

Hervorragend ist das 6. Kapitel über die Notfallmedizin, das Professor Brand verfasste. Brand geht der Frage nach, warum entwickelte sich die Notfallmedizin im 18. Jahrhundert? Als Ursache sieht er den Geist der Aufklärung, der eine neue Einschätzung des Individuums mit sich brachte. Neben der Darstellung der verschiedenen Reanimationstechniken geht Brand zum Schluss auf Charles Kite (1768–1811) ein, der schon 1788 ein

Reanimationskonzept angab, das heute noch gültig ist: Beatmung und Defibrillation.

Alle Kapitel sind sorgfältig aufgebaut und sinnvoll mit Bildern illustriert. Ein Schönheitsfehler ist der Anmerkungsapparat der einzelnen Kapitel, der nicht einheitlich gestaltet ist.

Das Buch «Anästhesie – historisch gesehen» zeigt wieder einmal, dass Ärzte auch früher Grosses geleistet haben, von dem bis heute vieles Gültigkeit hat. Das Buch lässt aber auch erkennen, dass bestimmte Fehler in der Forschung immer wieder begangen wurden. Gerade diese zwei Umstände zeigen, wie wichtig es für die moderne Medizinforschung wäre, medizingeschichtlich aktiv zu sein.

Guido Sigron

The Anatomy of Madness. Essays in the history of psychiatry. Vol. III: The Asylum and its Psychiatry. Ed. by W. F. Bynum, Roy Porter, and Michael Shepherd. London, New York, Routledge, 1988. XI, 353 S. £ 35.—. ISBN 0-415-00859-X.

In diesem dritten Band der «Anatomy of Madness», der ebenso sorgfältig ausgearbeitet ist wie die beiden ersten, findet der Leser ein breites Spektrum von Beiträgen zur Psychiatrie des 19. Jahrhunderts. Wie die Herausgeber in dem ausgezeichneten, ausführlichen Vorwort betonen, geht es darum, von der einseitigen Diskussion um die Geschichte der Institutionen, wie sie von Foucault und andern inauguriert wurde, etwas abzurücken. Abgesehen von den Kapiteln über den italienischen Psychiater Morselli, über die dänische Psychiatrie, über Hypnose und Hysterie an der Charcotschen Klinik, erfährt der Leser vor allem Wissenswertes über die britische Psychiatrie des letzten Jahrhunderts.

Die Autoren dieses Sammelbandes sind offenbar vor allem jüngere Medizinhistoriker.

Besonders lesenswert findet der Rezensent das Kapitel über Maudsley, dessen eigenartige Persönlichkeit und dessen Stellung in der englischen Psychiatrie recht kritisch beleuchtet werden. Seine Rolle als Psychiater der «hohen Aristokratie» wird erwähnt. Ebenso faszinierend ist der Bericht über die psychiatrische Versorgung in Indien unter der englischen Kolonialherrschaft. Der Verfasserin W. Ernst gelang es, Quellen zu erschliessen, die bis heute in der Psychiatriegeschichte wenig bekannt waren. Dass P. Guarneri die Bedeutung von Morselli hervorhebt, ist verdienstvoll, war er doch zu oft im Schatten von Lombroso angesiedelt.

Alle Kapitel zeichnen sich durch ausgezeichnete, minutiöse Quellenangaben aus.

Christian Müller

Margit Kreutel, *Die Opiumsucht*. Mit einem Geleitwort von Rudolf Schmitz. Stuttgart, Deutscher Apotheker Verlag, 1988. IX, 313 S. Abb. (Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie, Band 41). DM 58,-. ISBN 3-7692-1148-0.

Die vorliegende Dissertation, ausgeführt unter der Leitung von Prof. Dr. Rudolf Schmitz, emeritierter Vorsteher des Instituts für Geschichte der Pharmazie an der Universität Marburg/Lahn (BRD), ist eine Bestandesaufnahme in Sachen «Opiumsucht».

Nach einer terminologischen Auseinandersetzung über die Begriffe Sucht, Gewöhnung, Abhängigkeit und einem kursorischen Abriss zur Geschichte des Opiums von der Antike bis an die Schwelle des 19. Jahrhunderts beschäftigt sich die Autorin mit dem Unterschied des Opiumgebrauchs in West und Ost. Dass das Opium nicht nur arzneilichen Zwecken diene, erfuhr die westliche Welt erstmals durch Reisebeschreibungen. Ein solch beschriebener Opiumgenuss und Zwang hierzu galt bis ins 19. Jahrhundert hinein als «rein orientalische Angelegenheit» und half lange Zeit, die Problematik der Sucht zu verschleiern.

Der Hauptteil der Arbeit beschäftigt sich mit der westlichen Suchtentwicklung (aus deutscher und englischer Sicht), unterteilt in das 16., 17., 18. und 19. Jahrhundert, und endet mit einem kurzen Ausblick in die aktuelle Situation. Die Arbeit zeigt, wie anfänglich offen ist, ob Opium ein Schmerz-, Rausch- oder Heilmittel sei oder gar ein Gift. Die medizinische und pharmazeutische Beschreibung wird im Laufe der Zeit präziser und führt im 17. Jahrhundert zu ersten Theorien bezüglich Gewöhnung und Abhängigkeit.

Ausgerechnet die Aufklärung ist es, die dann einen unerwarteten Beitrag zur Verschleierung des Suchtphänomens liefert, indem sie es auf die Stufe eines akzeptierten, therapeutischen Systems erhebt und damit dem Abusus legal Vorschub leistet. Im 19. Jahrhundert wird von Hufeland der Begriff «Opiumsucht» geprägt und neu diese in einem Atemzug mit der Trunksucht erwähnt, zu der die Autorin einen interessanten Exkurs liefert. Bei beiden, der Trunksucht und der Opiumsucht, ist nicht unerheblich, welche Rolle Literaten als Vorreiter für diese Geißel unserer Zeit gespielt haben und wohl heute noch spielen.

Insgesamt ist diese Dissertation eine gute chronologische Bestandaufnahme, die selbst Randerscheinungen wie Opiumgebrauch bei Kindern und in der Psychiatrie nicht unkommentiert lässt. René Renggli

Donald Denoon, *Public health in Papua New Guinea. Medical possibility and social constraint, 1884–1984*. Cambridge (etc.), Cambridge University Press, 1989. VI, 155 S. 3 Karten. (Cambridge History of Medicine). £ 25.–; \$ 39.50. ISBN 0-521-36030-7.

Diese Monographie untersucht die Beziehung zwischen kolonialer Administration und Gesundheitsdienst in Papua New Guinea. Ausgehend von den traditionellen Gegebenheiten der Urbevölkerung wird im ersten Teil der Darstellung die «era of tropical medicine» anhand von Augenzeugenberichten, biographischen und statistischen Daten beschrieben. Der zweite Teil befasst sich mit der Zeit nach 1950, die sich durch die Einführung effizienterer Medikamente, neuer Strategien der «primary health care» und eine klarer strukturierte Organisation des Gesundheitsdienstes auszeichnet.

Vom Beginn der Kolonisation um 1884 bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges war es das Hauptziel der medizinischen Betreuung, die Verbreitung einiger Infektionskrankheiten und parasitärer Leiden durch «Quarantäne und Chinin» (Malaria, Grippe, Darmerkrankungen) oder durch weitgefächerte therapeutische Kampagnen (Yaws, Hakenwürmer) einzudämmen. – Durch die Erschliessung bisher isolierter Gebiete und durch neue Gesellschaftsstrukturen in städtischen Agglomerationen, in Goldminen, auf Missionsstationen und Plantagen entstanden Streuherde bisher unbekannter (Tbc, Dysenterie) oder nur sporadisch aufgetretener Infektionen (Lepra, Pertussis, Masern, Mumps, Varizellen). Diese durch Fremdherrschaft und «Modernisierung» ausgelösten Gesundheitsprobleme (inkl. Fehl- und Mangelernährung) erforderten immer intensivere, finanziell und personell aufwendigere Massnahmen, die erst gegen Ende der Kolonialzeit (Unabhängigkeit Papua Neuguineas seit 1975) einigermaßen verwirklicht werden konnten.

Denoons in flüssigem, lebendigem Stil geschriebenes Buch, das nicht nur auf, sondern auch zwischen den Zeilen eine Fülle von Informationen vermittelt, schliesst mit der hoffnungsvollen These, dass durch Emanzipationsbestrebungen der Papuafrauen auch in den Randgebieten eine Verbesserung der perinatalen und frühkindlichen Betreuung und damit eine erfreulichere Mortalitätsstatistik für Mütter und Kinder zu erwarten sei.

Detaillierte Quellenangaben, eine umfangreiche Bibliographie (die allerdings nur englischsprachige Literatur berücksichtigt), ein Stichwortverzeichnis sowie einige Kartenskizzen und statistische Tabellen vervollständigen Denoons kleines Werk.

Werner H. Stöcklin

Deutsche Apotheker-Biographie. Ergänzungsband. Hrsg. von Wolfgang-Hagen Hein und Holm-Dietmar Schwarz. Stuttgart, Wissenschaftl. Verlagsges., 1986. (Veröffentlichungen der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, Neue Folge, Band 55.) 466 S. DM 58,-. ISSN 0074-9729, ISBN 3-8047-0882-X.

Die zwei ersten Bände der Deutschen Apotheker-Biographie erschienen 1975 und 1978. Der nun vorliegende Ergänzungsband enthält nicht nur die Lebensläufe zahlreicher bekannterer, zwischen 1950 und 1985 verstorbener Apotheker des deutschen Sprachgebietes – also auch Schweizer –, sondern auch eine grössere Zahl von Viten früherer Pharmazeuten, die in den beiden ersten Bänden nicht bearbeitet werden konnten. Im ganzen sind es rund 650 Einzelbiographien, die im Ergänzungsband der pharmaziehistorischen Forschung zugänglich gemacht werden.

Der eine Herausgeber widmet sich seit vielen Jahren der biographischen Arbeit. Er hat sich ein umfassendes Wissen angeeignet, das ihm, wie kaum einem anderen Pharmaziehistoriker, eine quellenkundlich reich dotierte Übersicht gestattet. Der andere Editor, bekannt für pharmazeutische Kunstgeschichte und ein Humboldt-Spezialist, hat die Manuskripte zum Druck vorbereitet und deren Korrekturen durchgeführt.

Wie erwähnt, sind auch Schweizer Apotheker oder deutsche Pharmazeuten, die in unserem Lande heimisch wurden, aufgeführt. Unter diesen 29 Personen finden wir z. B. Renward Cysat, Apotheker und Staatsmann in Luzern; Oskar Dietzsch, Redaktor der «Schweizerischen Wochenschrift für Pharmazie» von 1859 bis 1865; Daniel Egglin, Jerusalem-Pilger und Apotheker von 1556 bis 1564 in Aarau; Hermann Fischer-Sigwart, Apotheker in Zofingen; Prof. Dr. Josef Anton Häfliger, den bekannten Pharmazie-Historiker und Gründer des Pharmazie-historischen Museums in Basel; Fritz Lüdy, Burgdorf, den Mitgründer der Intern. Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie (IGGP); Alfons Lutz, Ehrendozent für Geschichte der Pharmazie an der Universität Basel, und Franz-Xaver Münzel, Baden, den praktischen Apotheker und Förderer des kulturellen Lebens der Bäderstadt.

Die Schweizerische Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie (SGGP) ist mit der Ausarbeitung eines Schweizer Biographikons, ähnlich dem hier

zu besprechenden, beschäftigt, das zum Jubiläum der Eidgenossenschaft im Jahre 1991 veröffentlicht werden soll.

Hans-Rudolf Fehlmann

Erhard Scholz, *Symmetrie, Gruppe, Dualität*. Zur Beziehung zwischen theoretischer Mathematik und Anwendungen in Kristallographie und Baustatik des 19. Jahrhunderts. Basel, Boston, Berlin, Birkhäuser, 1989. 406 S. (Science Networks, Historical Studies, Band 1). SFr. 84.–. ISBN 3-7643-1974-7.

Das vorliegende Werk ist der erste Band einer neuen Serie «Science Networks», welche der Birkhäuser-Verlag unter den Herausgebern Erwin Hiebert und Hans Wussing, unterstützt durch 27 Mitarbeiter, den historisch interessierten Wissenschaftlern unterbreitet. Der Verfasser behandelt die Beziehungen zwischen theoretischer Mathematik und deren Anwendungen in Kristallographie und Baustatik im 19. Jahrhundert. Dieser Versuch von Darstellung der Querverbindung dreier Wissenschaften ist wohl bisher noch nie unternommen worden und dürfte auf grösstes Interesse stossen.

Im ersten Kapitel wird die Kristallographie von Abraham Gottlob Werner, Romé de l'Isle und René-Just Haüy bis zu E. S. Fedorov und A. Schoenflies, zusammen mit ihren engen Verbindungen zur zeitgenössischen Mathematik dargestellt. Das zweite Kapitel enthält eine entsprechende Darstellung der graphischen Statik im 19. Jahrhundert in Verbindung mit der projektiven Geometrie. Hier dürften besonders die Ausführungen betreffend die Leistungen von Carl Culmann interessieren. – Während sich Kristallographie und moderne Mathematik bis auf den heutigen Tag befruchten, bricht der Einfluss der Mathematik auf die Statik am Ende des 19. Jahrhunderts ab. – Das dritte Kapitel handelt von der Mathematik und der Mathematisierung von Natur- und Technikwissenschaften im 19. Jahrhundert. – Ein Anhang tritt nochmals auf den Zusammenhang der heutigen Kristallographie mit der entsprechenden Mathematik ein. Dabei zeigt es sich, wie diese fruchtbare Synthese nicht nur zu einer Neufassung der klassischen Kristallographie führte, sondern darüber hinaus etwa die Aufstellung aller kristallographischen Raumgruppen im vierdimensionalen Raum gestattete. – Wertvolle Quellen- und Literaturverzeichnisse sowie Personen- und Sachverzeichnisse bereichern das Werk.

Johann Jakob Burekhardt

Sybille Krämer, *Symbolische Maschinen*. Die Idee der Formalisierung in geschichtlichem Abriss. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft,

1988. 227 S. DM 59,— (Buchhandelspreis), DM 49,— (Mitgliederpreis). ISBN 3-534-03207-1.

Wie uns die rasante Entwicklung der Software in den letzten Jahrzehnten zeigt, sind wir heute in der Lage, viele allgemeine Probleme und Gedankengänge aus den verschiedensten Gebieten zu formalisieren und zu programmieren, das heisst, in eine bestimmte Abfolge von endlich vielen Einzelschritten zu zerlegen. Eine Abarbeitung dieser Schritte, die streng nach den Gesetzen der Logik und Arithmetik formuliert sind, führt dann zur Lösung einer gestellten Aufgabe. Einen solchen Vorgang der schrittweisen Bearbeitung eines Problems nach einer festen Form, den man auch ohne Hilfe eines Computers durchführen könnte, bezeichnet die Autorin Sybille Krämer als eine *symbolische Maschine*. Als Ausgangspunkt ihrer Darstellung formuliert sie die beiden folgenden Thesen:

1. «Ein Vorgang ist formal beschreibbar, sofern es möglich ist, diesen mit Hilfe künstlicher Symbole so darzustellen, dass die Bedingungen des typographischen, schematischen und interpretationsfreien Symbolgebrauchs erfüllt sind.»
2. «Jeder Vorgang, der formal beschreibbar ist, kann als Operation einer symbolischen Maschine und – im Prinzip – von einer wirklichen Maschine ausgeführt werden.»

Beginnend bei den Hochkulturen des Altertums und der Antike, beschreibt das erste Kapitel des ersten Teils die Entwicklungsgeschichte der arithmetischen und algebraischen Kalküle bis zur Ausarbeitung der Infinitesimalrechnung in der Neuzeit. Besonderen Wert legt die Autorin dabei auf die Darstellung der Einflüsse aussereuropäischer Kulturen bei der Formalisierung der Mathematik. Die Idee, die Logik als eine eigenständige und unabhängige Disziplin der Wissenschaft zu begründen, entstand im antiken Griechenland. Die Geschichte der Entwicklung logischer Kalküle von Aristoteles über Leibniz mit seiner Idee einer Universalwissenschaft, einer universalen Kalkülsprache und eines bestimmten logischen Kalküls bis zur Logistik Gottlob Freges stellt das zweite Kapitel dar. Das dritte Kapitel behandelt zunächst die Unvollständigkeit formaler Systeme in dem Sinne, dass in einem solchen System immer unentscheidbare Aussagen existieren; hier werden u. a. Arbeiten Kurt Gödels vorgestellt. Im zweiten Teil werden anhand der rekursiven Funktionen und der Turingmaschine Präzisierungen des Algorithmienbegriffes beschrieben. Die Abhandlung schliesst mit einer kurzen Betrachtung über die Entstehung des formalen Gebrauchs von Symbolen. Das Buch, das mit einer umfangreichen Bibliographie schliesst, ist in einer klaren Sprache abgefasst, so dass es einem Nichtfachmann möglich ist, diese Arbeit mit Gewinn zu lesen. Es werden keine neuen

Quellen zitiert, sondern schon bekannte unter der oben beschriebenen Thematik dargestellt.

Bernd Elsner

Dieter Osteroth, *Von der Kohle zur Biomasse*. Chemierohstoffe und Energieträger im Wandel der Zeit. Berlin etc., Springer-Verlag, 1989. XII, 222 S. Abb. DM 32,-. ISBN 3-540-50712-4.

Erdöl, Erdgas, Kohle und «Biomassen» – Definition der letzteren s. unten – werden ganz besonders als Grundstoffe für die chemische Industrie behandelt. Die produktionstechnischen Aspekte sind in ihrer geschichtlichen Entwicklung bis zu den modernsten Grossanlagen in hervorragender Klarheit dargestellt, belegt mit übersichtlichen Tabellen und Statistiken. Mögliche Zukunftsentwicklungen werden besonders ausführlich anhand der beiden wichtigsten Rohstofflieferanten Kohle und Erdöl vergleichend erläutert. Trotz dem Siegeszug des Erdöls, auch nach der Krise der siebziger Jahre, gibt es Argumente für die Förderung der Kohlechemie, z.B. aus Gründen der Erdöl-Ersparnis (die Kohlevorräte sind wesentlich grösser).

Was die spezifische Verwendung als Energielieferanten betrifft, ist ergänzend ein kurzer Abschnitt der Kernenergie gewidmet. Während das unvermeidlich aus Kohle und Erdöl entstehende CO₂ mit technischen Mitteln unmöglich entsorgt werden kann und uns fatalerweise den Treibhauseffekt bringen wird, ist die Entsorgung von Kernkraftwerken technisch möglich.

Einer gründlichen Analyse unterzieht der Autor die Verwendung von «Biomassen» als möglichen Ersatz für Kohle und Erdöl. Unter dieser Bezeichnung versteht man ausschliesslich natürliche, *nachwachsende* Rohstoffe, d.h. solche, die nicht aus mengenmässig unwiderrufflich begrenzten fossilen Lagern gewonnen werden: z.B. cellulosehaltige wie Holz, Stroh, Altpapier; zuckerhaltige wie Zuckerrohr, Futterrüben; ölhaltige wie Raps, Lein, Baumwolle, und stärkehaltige wie Kartoffeln, Mais, Maniok. Man hat den Ruf nach einer «sanften Chemie» gehört. Der Autor prüft die Verwendbarkeit der «Biomassen» in diesem Sinne.

Das brennend aktuelle Problem der Umweltverträglichkeit dient dem Verfasser als Richtschnur für das künftige Handeln.

Der *Gesnerus*-Leser kann sich hier und dort etwas mehr über Geschichtliches wünschen. Dass man den Beginn des Erdölzeitalters auf den Tag genau kennt (Samstag, 27. August 1859: fündige Bohrung in den USA, in 20,9 Metern Tiefe; s. Seite 16) ist gewiss interessant. Doch war das «Naphtha» (mit diesem Wort) schon in der Antike wohlbekannt. Herodot und Aristoteles berichten darüber. Plinius der Ältere wusste von seiner Verwen-

dung im Kriege (2. Buch, § 235) und – friedlicher – für Beleuchtungszwecke in den bekannten Öllämpchen, statt des meist verwendeten pflanzlichen Öls (35. Buch, § 179).

Jean Druey

David Cahan, *An Institute for an Empire*. The physikalisch-technische Reichsanstalt 1871–1918. Cambridge etc., Cambridge University Press, 1989. XIX, 315 S. Abb. £ 30.–. ISBN 0-521-33057-2.

Die 1887 als technische Forschungsanstalt gegründete Physikalisch-Technische Reichsanstalt (PTR) war die erste Institution in Deutschland, an der mit grosszügiger staatlicher Förderung naturwissenschaftliche Forschung ausserhalb der Hochschulen betrieben wurde. Sie verdankt ihre Entstehung der politischen und wirtschaftlichen Situation im Kaiserreich und dem Zusammenspiel der Interessen von Politikern, Physikern und Industriellen. Neben rein anwendungsbezogener Mess- und Prüftätigkeit wurde von Anfang an auch Grundlagenforschung betrieben, ganz im Sinne des «geistigen Vaters» der Reichsanstalt, Werner von Siemens, der die exakten Naturwissenschaften als Grundlage der Technik ebenso fördern wollte wie die Technik selbst. Da in dem hier behandelten Zeitraum drei angesehene Physiker (Helmholtz, Kohlrausch und Warburg) als Präsidenten fungierten, wurde dieses Konzept nie in Frage gestellt. Wie sehr es sich bewährte, zeigt Cahan eindrucksvoll am Beispiel der Strahlungsmessungen, die einerseits im Interesse der Beleuchtungsindustrie durchgeführt wurden, um Lampen mit höherer Lichtausbeute bauen zu können, andererseits aber die experimentelle Grundlage der Planckschen Strahlungsformel waren und damit unmittelbar zur Entstehung der Quantentheorie beitrugen.

Grundlage des Buches sind umfangreiche Archivstudien, die besonders dadurch erschwert waren, dass die Unterlagen der Reichsanstalt, die den Zweiten Weltkrieg überdauert haben, über viele Stellen verteilt sind. Es ist Cahan gelungen, eine faktenreiche und gut lesbare Darstellung der Geschichte der ersten dreissig Jahre dieser ersten modernen Grossforschungseinrichtung zu schreiben, die das Vorbild vieler anderer ausseruniversitärer Forschungsinstitute geworden ist.

Leider hat das Buch einen erheblichen Mangel, der auch dadurch nicht entschuldigt wird, dass es sich dabei um ein in der amerikanischen Literatur über Deutschland allgemein übliches Vorgehen handelt. Sämtliche Zitate wurden ins Englische übersetzt, ohne dass der deutsche Text angegeben wird. Da sie zumeist aus schwer zugänglichen Archivquellen stammen, ist schon jetzt vorauszusehen, dass vieles, was Cahan zitiert, demnächst in

deutschen Publikationen in mehr oder weniger entstellenden Rückübersetzungen aus dem Englischen zu lesen sein wird. Der einzige Ausweg aus diesem Dilemma wäre eine unter Mitwirkung des Autors angefertigte deutsche Übersetzung, in der alle Zitate in der Originalfassung zu finden sind.

Andreas Kleinert

Ed Regis, *Einstein, Gödel & Co. Genialität und Exzentrík – Die Princeton-Geschichte*. Aus dem Amerikanischen von Anita Ehlers. Basel (u. a.), Birkhäuser, 1989. 320 S. Abb. SFr. 44.–. ISBN 3-7643-2235-7.

Das Institute for Advanced Study, IAS – denn von ihm und seinen Menschen handelt diese «Geschichte» – verdankt seine Entstehung einer ausserordentlichen Konstellation: dem Mäzenat der im Warenhaus-Business reich gewordenen Familie Bamberger und dem Spezialisten für höheres Unterrichtswesen Abraham Flexner. Es wurde 1930 gegründet, nahm 1933 seinen Betrieb auf und honoriert seither die (meist «reine») Forschung seiner Angehörigen recht fürstlich. Ed Regis' Buch trägt in der Originalausgabe den (zutreffenderen?) Titel *Who Got Einstein's Office? Eccentricity and Genius at the Institute for Advanced Study* (1987).

Der Verfasser erzählt seine Princeton-Story in sechs Abschnitten bzw. 12 ebenso salopp betitelten wie geschriebenen Kapiteln. «Der platonische Himmel» umreisst als Prolog Ursprung und Idee des Instituts. Im Abschnitt «Priester des Weltalls» kreisen die Texte wissenschaftsgeschichtlich und institutsbiographisch um Albert Einstein («Der Papst der Physik»), Kurt Gödel («Der hocharhabene mystische Herrscher») und um die School of Mathematics mit John Milnor, André Weil, Benoit Mandelbrot sowie den Fraktalen; im nächsten, «Ketzer», um John von Neumann («Johnny Lustig») und den langjährigen Institutsdirektor Robert Oppenheimer («Der Hm-hm-hm-Mann»). «Visionen des Extremen» bettet die nach-oppenheimersche Entwicklung des Instituts ein in Kapitel über deren Astro-, Theoretische und Teilchenphysiker – einschliesslich des IAS-Mitglieds Thomas Kuhn. «Leben, Weltall, Alles» handelt von der «Software der Natur» (Stephen Wolframs zellulären Automaten) und Edward Wittens Superstrings («Jenseits des Unsichtbaren»). Im Epilog «Kinder im Spielzeugland» versucht Regis, die durch viele seiner Ausführungen durchschimmernde Problematik des (studentenlosen) Museion zusammenzufassen. Hier wird auch erwähnt, dass «A History of the Institute for Advanced Study, 1930–1950» von Beatrice M. Stern existiert, zweibändig – als ungedrucktes und kaum zugängliches Manuskript. Das vorliegende Buch bietet, jedenfalls Laien wie

mir, eingängige und oft unterhaltende Lektüre über neuere Ergebnisse der exakten Wissenschaften; darüber hinaus aber auch, mangels Fundierterem, guten Einblick in das historische und menschliche Auf und Ab einer wohl einzigartigen Forschungsstätte. Eine ausführliche und gründliche Rezension des Werks erschien übrigens in «Nature» (332, 1988 S.497–8).

Beat Glaus

Susanne Wüllrich, *Geschichte der HAGEDA als standeseigener Grosshandel der Apotheker*. Stuttgart, Deutscher Apotheker Verlag, 1987. XVI, 336 S. Abb. (Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie, Band 45). DM 58,-. ISBN 3-7692-1099-9.

Depuis la fin du XIX^e siècle, l'essor des spécialités pharmaceutiques amène une évolution considérable de la vie quotidienne du pharmacien d'officine, avec une modification des règles économiques de la profession ainsi qu'une dépendance toujours plus grande du pharmacien par rapport à l'industrie et aux distributeurs de médicaments. On assiste à partir de 1880 environ, un peu partout en Europe, à l'irruption des grossistes dans le système de répartition des produits pharmaceutiques qui, de simples fabricants-vendeurs de substances semi-élaborées comme les alcaloïdes, se transforment vite en répartiteurs et en spécialistes de la vente aux pharmaciens de spécialités pharmaceutiques.

Susanne Wüllrich, l'auteur de cette thèse soutenue à Marburg, a entrepris d'étudier un épisode de ce phénomène important de l'histoire contemporaine de la pharmacie en racontant l'histoire de la HAGEDA, une coopérative d'achats fondée à Berlin par les pharmaciens allemands. Cette étude débute avec la création de l'entreprise en 1902 et se clôt en 1922, alors que l'entreprise se transforme en société anonyme et ouvre son capital aux personnes étrangères à la profession.

S'appuyant sur les papiers personnels du dirigeant de l'entreprise, H. Salzmann, mais en faisant aussi un usage intelligent des sources de choix que constituent la presse professionnelle de l'époque, l'auteur retrace l'évolution de la HAGEDA. Elle met l'accent sur les différents problèmes rencontrés par les pharmaciens allemands au début du siècle: abandon de la fonction artisanale du pharmacien en raison du succès des préparations industrielles, évolution démographique, développement des caisses maladies qui toujours plus interviennent dans les relations économiques entre le pharmacien et son patient, concurrence des droguistes...

Cette thèse nous rappelle que dans sa lutte pour conserver son monopole, la pharmacie du début de ce siècle se trouve prise en tenaille entre les intérêts économiques et l'éthique professionnelle. L'adhésion à une coopérative, à un système d'entraide professionnelle oblige le pharmacien à renoncer à ses tendances individualistes, héritage de la quasi-autarcie que connaissait la pharmacie jusqu'au milieu du siècle dernier. En somme, une fois de plus, c'est la contradiction entre une tendance libérale et des velléités dirigistes, qui est ici soulignée.

François Ledermann

Uriach & Cia. S. A. 1838 *Uriach* 1988. Autor del texto: Lluís Permanyer. (Jubiläumsschrift zum 150jährigen Bestehen der Firma Uriach). Barcelona, Uriach, 1988. 108 S. Abb. Ohne Preisangabe. ISBN 84-402-2644-5. Der Jubiläumsband schildert die Entwicklung der Firma Uriach in den letzten 150 Jahren.

Begonnen hat der Betrieb als Drogerie, entwickelte sich zum Forschungslabor und schliesslich zum Unternehmen J. Uriach und Cie. Fünf Generationen waren in der Firma tätig, vom einfachen Angestellten in einer Drogerie in Barcelona, den verschiedenen Apothekern der gleichen Familie bis zu den Leitern des Konzerns.

Die Zusammenarbeit in der Grossfamilie war immer ausserordentlich gut, sei es am Hauptsitz in Barcelona, sei es in den zahlreichen spanischen Zweigbetrieben oder auch in Südamerika.

So blieben die entscheidenden Schaltstellen immer in der Hand der Familie.

Zum Beginn der Entwicklung der chemischen Firma wurden die Produkte vorwiegend in Lizenz hergestellt; heute nehmen jedoch die eigenen Produkte, vor allem auch die eigene Forschung, einen wesentlichen Teil der Tätigkeit ein.

Diese Firmengeschichte ist sehr schön ausgestattet mit Bildern aus dem alten Barcelona, mit Etiketten und Arznei-Prospekten aus verschiedenen Epochen, die schon früher von Künstlerhand gestaltet wurden und auch heute graphisch sehr eindrucksvoll wirken.

Der neue grosszügige Sitz der Firma wird ausführlich dokumentiert; sympathisch wirkt die Namensliste aller Mitarbeiter, die der Firmengeschichte beigelegt ist.

Maria Luisa Engeler

Book Notices

Patrick Collinson, *The Puritan Character*. Polemics and polarities in early seventeenth-century English culture. A paper presented at a Clark Library Seminar, 25 April 1987. Los Angeles, William Andrews Clark Memorial Library, Univ. of California, 1989. XVI, 49 pp. No price given.

Eckart Henning und Marion Kazemi, *Chronik der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften*. – Berlin, 1988. 148 S., 2 Bl. Illustr. (Veröffentlichungen aus dem Archiv zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft, Band 1). ISBN 3-927579-00-9; ISSN 0935-7459.

National Library of Medicine, *Bibliography of the History of Medicine*. No. 24/1988. Bethesda, National Library of Medicine, 1989.

Smallpox and its eradication. By F. Fenner, D. A. Henderson, I. Arita, Z. Ježek & I. D. Ladnyi. Geneva, World Health Organization, 1988. XVI, 1460 pp. Illustr. (History of International Public Health, No. 6). SFr. 250.–; US\$ 150.–. ISBN 92-4-156110-6.

Addresses of reviewers

- Dr. med. Thomas Böni, Lenzstr. 2, 8340 Hinwil
Prof. Dr. Johann Jakob Burckhardt, Bergheimstr. 4, 8032 Zürich
Dr. phil. Willem F. Daems, Postfach 306, 4144 Arlesheim
Dr. phil. Jean Druey, Schnitterweg 52, 4125 Riehen
Dr. Bernd Elsner, Kallmorgenweg 17, D-2000 Hamburg 52
Dr. med. Maria Luisa Engeler, Flobotstr. 9, 8044 Zürich
Dr. Hans-Rudolf Fehlmann-Aebi, Quartierweg 18, 5115 Möriken
Dr. phil. Beat Glaus, ETH-Bibliothek, Rämistr. 101, 8092 Zürich
Markus Gress, M.A., Institut für Geschichte der Medizin der Albert-Ludwigs-Universität,
Stefan-Meier-Str. 26, D-78 Freiburg i. Br.
Prof. Dr. med. Carl Haffter, Petersgasse 50, 4051 Basel
Dr. med. dent. Rainer Hardegger, Felsenrainstr. 23, 8052 Zürich
Prof. Dr. Andreas Kleinert, Universität Hamburg, Institut für Geschichte der Naturwissen-
schaften, Bundesstr. 55, D-2 Hamburg 13
Prof. Dr. med. Huldrych M. Koelbing, Gotthardstr. 65, 8002 Zürich
Dr. med. Eugen Kull, Usteristr. 17, 8001 Zürich
PD Dr. François Ledermann, Schloss-Apotheke, Könizstr. 3, 3000 Bern 21
Prof. Dr. med. Jean Lindenmann, Institut für Immunologie und Virologie, Universität Zürich,
Postfach, 8028 Zürich
Dr. phil. Christoph Mörgeli, Medizinhistorisches Institut und Museum, Universität Zürich,
Rämistr. 71, 8006 Zürich
Prof. Dr. med. Christian Müller, Herrengasse 23, 3011 Bern
Dr. med. René Renggli, Largitzenstr. 77, 4056 Basel
Dr. med. dent. Guido Sigron, Aathalstr. 19, 8610 Uster
Prof. Jean Starobinski, Rue de Candolle 12, 1205 Genève
Dr. med. Antoinette Stettler, Kirchenfeldstr. 45, 3005 Bern
Dr. med. Werner H. Stöcklin, Rössligasse 32, 4125 Riehen
Dr. Trevor H. Turner, B.A., MRC Psych., Academic Unit, The Wellcome Institute for the
History of Medicine, 183 Euston Road, London NW1 2BP, UK